

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 217 (1938)

Artikel: Morgarten : aus "Im Hochus"

Autor: Stickelberger, Emanuel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Morgarten.

Aus „Im Hochhus“ von Emanuel Stifelberger, Basel-Ultwil.

Zeichnungen von Burkardt Mangold, Basel.

Früher als es der ghibellinische Dichter voraussah, nahm Heinrich VI. den kronengeschmückten Himmelsstuhl ein, den ihm die Göttliche Komödie anwies: der Lüzelburger legte sich fröstelnd in ein toskanisches Klosterbett, wo ihn Fieberträume, die ihm die Erfüllung seiner hochgemuten Pläne brachten, in den Tod gaufelten. Er hatte den Urnern, Schwyzern und Unterwaldnern die Reichsfreiheit bestätigt. Fäh brach eine neue kaiserlose Zeit an; Herrscherin war die Gesetzmäßigkeit, und die Willkür schritt als ihre Schildhalterin erhobenen Hauptes durch die Lande.

Die Waldstätte hielten sich an den Ewigen Bund, den sie nach dem Tode Rudolfs von Habsburg „als ein ehrbar Friedenswerk“ beschworen hatten: „Und soll mit Gottes Willen ewig und stet währen.“

Ewig und stet. Eine geistliche Hand hatte vor dreizehnwanzig Jahren den Kiel geführt, da diese Worte bedächtig aufs Pergament gesetzt wurden; die Landammänner hatten die Siegel dazu gegeben. Das war unumstößlich, und es war geheiligt durch die Anfangsworte des Bundesbriefes: „In nomine Domini — Amen.“

Kaiserlose Zeit, wie nach Rudolfs Tode.

Trotzig, ungestüm wehrten sich die Waldstätte der Angriffe auf ihre Selbständigkeit. Wo das von geistlichen und weltlichen Fürsten gesprochene Recht über Streitigkeiten mit ihren Nachbarn ihnen nicht zusasse kam, entschieden darüber ihre Landsgemeinden und Gaugerichte. Der Gegenpart mochte zusehen, wie er zu seiner Sache kam; aus dem Zusehen erwuchs ihm das Nachsehen.

Österreichs langer Arm reckte begehrlich die gepanzerte Faust nach den drei Ländern. Auf sein Geheiß hatten die Luzerner begonnen, die Unwohner des Sees durch stete Angriffe zu ermürben. Unbemerkt legte in sternloser Nacht das stattlichste Luzerner Schiff, die „Gans“, am Turme zu Stansstad an. Schon rüstete sich die Mannschaft zum Landen, da schlug ein Ruder hart ans Ufergemäuer — die Turmhütter spitzten die Ohren. Im nächsten Augenblick brach ihr Hornstoß die Stille, daß die wehrhaften Nidwaldner Bauern und Fischer aus den Strohsäcken fuhren. Und kaum hatten die überraschten Angreifer, vom rauhen Hall geschockt, Maul und Augen aufgerissen, rumpelte es über ihnen, sauste ein blitzschneller dunkler Schatten durch die Luft: ein vom Turm gewälzter Mühlstein fuhr in die Planke, schlug etliche der Männer zu Brei und dem Schiffsboden ein Leck. Sie fanden Hals über Kopf Arbeit genug, dachten nicht mehr ans Landen, nur noch ans Abstoßen. Aber das hatte seine Haken; denn das Wasser drang durch die Fugen und legte das Boot zusehends auf die Seite. Zu allem Unglück bog die Urner Barke, der „Fuchs“, die diese Nacht den See bewachte, just um die Nase des Bürgenbergs und ruderte auf das Sturmzeichen eilends am Feuerstier Ufer herbei. Die Luzerner wehrten sich wacker, aber

sie zogen den kürzeren. Die nicht erschlagen wurden und ertranken, fanden im Stansstädter Turm Quartier; das Lösegeld, das sie einbrachten, war willkommen zum Ausbau der Befestigungen.

Um die nämliche Zeit verfuhr die von Schwyz nicht läuberlich mit ihrem geistlichen Anwänder, dem Stift Einsiedeln, das seit Menschenstreich lag. Allenthalben in seinem Bereich hatte der Abt die Glocken läuten und im Schein geweihter Kerzen Bann und Interdikt wider die Amtmänner und Gemeinden von Schwyz, Steinen und Muotatal verkünden lassen. Als Antwort setzten die erbosten Landleute einen Preis von vierhundert Pfund Pfennig auf seinen Kopf; da sich niemand den Preis verdiente, zogen in der Dreikönigsnacht drei Scharen Reiter und Fußvolk über das Alptal und den Sattel, sammelten sich im Finstern Wald um ihr Banner und erstürmten unter Führung des Landammanns Werner Stauffacher das Stift. Der Abt war zu seinem Heil über Land gefahren; da hoben die Enttäuschten das ganze Konvent aus und führten es mitsamt den Viehherden über den Katzenstrick heimzu. An Kirchengeräten, Hausrat und Teppichen ließen sie mitlaufen, was ihnen in die Augen stach: dem Feinde sollte das Bannfluchen eingetränkt und für allemal verleidet werden.

Das setzte weit herum einen großen Spektakel. Ein Kloster ausgeraubt, seine Insassen jamhaft gefangen genommen, darunter Anverwandte der mächtigen Habsburger und Toggenburger Grafen! Nichts schien es — war diesen Leuten heilig als ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Dem Abt blieb fürs erste nur übrig, die Faust im Sacke zu machen, sie aber geöffnet mit dem Beutel wieder hervorzuziehen, um sein Konvent aus der unwürdigen Haft zu lösen.

Als zu Ende des Weinmonats 1314 die Kunde von der Wahl Friedrichs des Schönen von Österreich zum deutschen König über den Rhein drang, hielten der Einsiedler Abt und mit ihm alle Wideracher der Waldstätte die Stunde der Abrechnung für gekommen. Dann schnell folgte neue Zeitung: Nur drei Kurfürsten hatten Friedrich in Sachsenhausen erkoren, tags darauf hatten vier — die Mehrheit! — Ludwig dem Bayern die Krone bestimmt.

Die sich vorzeitig gefreut hatten, machten lange Gesichter. Indes der Österreicher ließ sie wissen, daß er nicht ans Nachgeben denke; es würde sich weisen, wer zuletzt lache. Da nahmen sie entschlossen für ihn Partei. Der erste, der den Nacken erhob, war Abt Johann von Einsiedeln, der ohnehin unter der Schirmvogtei Österreichs stand. Er erwirkte, daß die Schwyz und mit ihnen ihre Bundesgenossen in Uri und Unterwalden durch den Konstanzer Bischof in den Kirchenbann kamen. Den konnten sie nicht unter den Tisch wischen wie den äbtischen — ein Bischof war ein Bischof, zudem lagen die Waldstätte im Kon-

stanzer Sprengel. Ein weiterer Wink des Abtes, und Friedrich verhängte die Reichsacht über sie.

Das hatten sie um Österreich verdient; denn sie hatten von vorneherein die Achseln gezuckt: „Drei von sieben? Die Mehrheit ist König!“ und Ludwig ihre Anerkennung wissen lassen.

Die Geächteten und Gebannten ließen sich's nicht ansehen und beschikten den Bayern. Dem kam's gelegen, im Schoß der österreichischen Lande Bundesgenossen zu finden, er hob die Acht flugs auf und bewirkte beim Erzbischof von Mainz, dessen Erz-sprengel das Konstanzer Bistum zugehörte, die Lösung vom Bann. Die der Unbill Ledigen lachten den Klosterleuten ins Gesicht, wo sie sie trafen: Ein Erzbischof war ein Erzbischof!

Immerhin: alles umliegende Gebiet gehörte dem Österreich oder hielte zu ihm, selbst Zürich, und der Gegenkönig war fern; der hatte Mühe, sich im eigenen Lande zu behaupten. Und Friedrich machte kurzen Prozeß. Er widerrief alle Freiheiten, die die Länder von früheren Königen erhalten hatten und erklärte die Waldstätte bündig als Eigentum seines Hauses.

Das war Krieg.

Die bedrohten Talleute lachten nicht mehr. Aber sie huben an, sich zu bewehren und ihr Gebiet zu verschanzen. Sie hatten eine eigene Waffe erfunden, Beil und Dolch zugleich, die zu Stich und Hieb, vornehmlich zum Herunterreissen des berittenen Gegners diente; die nannten sie Halparte, und ihre Schmiede fertigten davon auf Tod und Leben. Im See errichteten sie Schanzpfähle vom Absturz des Bürgen bis zum Lopperberg, Befestigungen vom Fuße der Fronalp bis gegen den Urmiberg, vor allem aber eine starke Letzi, zwölf Fuß hoch, mit Toren und Türmen, vom Rufiberg nach Arth am Zugersee und von da an bergwärts ansteigend zur Rigifluh.

Und aus Kirchen und Kapellen, aus Talhäusern und von stiller Alp schrien sie einmütig zu Gott — der Chronist meldet's — die Heimat vor Schmach und Knechtschaft zu retten.

In letzter Stunde suchte der Graf von Toggenburg zu vermitteln; ein Zuwachs der Macht Österreichs war ihm unlieb. Doch der Abt von Einsiedeln, ungeduldig, den Heimsuchungen seines Stiftes durch die selbstherrlichen Nachbarn ein Ziel zu setzen, redete wider den Frieden. Und da Österreich mehr forderte, als mit der Freiheit der Talleute bestehen konnte, war ihre Antwort: „Mit Gott erwarten wir den Feind!“

*

Unter höchstem Gepränge ward zu Bsingsten 1315 in Basel die Doppelhochzeit König Friedrichs mit Elisabeth von Aragon und seines Bruders Leopold mit Katharina von Savoyen durch den Bischof eingegessen. Die beiden Söhne König Albrechts übertrafen ihre Umgebung um Haupteslänge, und die Baslerinnen stritten sich, welchem der beiden fast gleichaltrigen Fürsten der Preis der Schönheit gebühre. In den Kampfspielen warfen sie jeden Gegner: fürwahr, sie schienen in allen Stücken unüberwindlich.

Allein Unfälle stellten sich ein und trübten den Glanz der Festesfreude. Zweimal brachen auf dem Münsterplatz Schauerläufe, erstlich beim Lanzenstechen, wobei in der Verwirrung verletzte Edeldamen ihr Geschmeide einbüßten, hernach als ein Zisterzienser dem Volke feierlich die Reichskleinodien vorwies; diesmal fanden Dutzende unter den Trümmern den Tod. Nicht genug: beim Hauptturnier rannte der Ritter von Gebweiler dem Grafen von Kakenellbogen seine Lanze so ungeschickt ins Auge, daß der Getroffene nach einer Stunde den Geist aufgab.

Der gemeine Mann begann über die Häufung der Unglücksfälle zu räunen, nahm sie als schlimmes Vorzeichen für die Laufbahn der fürstlichen Hochzeiter. Der Jenny von Stocken, Herzog Leopolds neu eingestellter Narr mit dem Riesenköpfchen auf dem Zwergenleib — nichts als Haut und Knochen — machte tiefgründige Sprüche. Er brachte sie trocken vor, wie immer ohne das Musknackermahl zu verzieren:

„Muß man Ungefäß haben, so bricht man den Finger im Habermus.“

Im Augenblick hatte er eine Maulschelle weg.

„Das fürs Habermus, du Weinhaus!“

„Sein Herr vertrug nur eindeutige Späße und zuletzt solche, die auf irgendwelches Fehlschlagen deuteten.“

Mitten im Festgelage war die trötzige Botschaft der Waldstätte eingetroffen. König Friedrich hob das in ungeschminktem Alemannisch verfaßte Schreiben auf, um es nach der Tafel vorlesen zu lassen. Dieser Spaß war eindeutig. Er diente dem Nachtisch zur besonderen Würze. Soz Marter — die Handvoll Melker auf ihrer Kuhweide erklärten ernsthaft den Krieg! Die Herren hielten sich die Bänche vor Lachen: den Wolkenschmeckern würden sie die Nacken biegen, daß es ihnen nicht mehr in die Nasenlöcher regnete.

Bei Fürstenhochzeiten war bräuchig, die Lustbarkeiten für die Gäste mit einer stattlichen Treibjagd zu beschließen. Kein Weidgang konnte unter größerem Beifall angesagt werden, als diese Birsch auf zweibeiniges Hochwild. Die ritterlichen Becher jauchzten, tranken sich zu auf Sieg und Beute, daß der Markgräfler beim Anprall der Becher in goldenen Ohren über die Ränder schoß:

„Auf stattlichen Alpgang!“ — „Auf fröhliche Hah!“

Sie wußten in trunkenem Mut kaum mehr, auf was anstoßen:

„Krautmilzbrand — auf alle elftausend Jungfrauen!“

Ein alter Schnapphahn, der's trotz seines Burgstalls nötig hatte, maulte:

„An Beute trägt's Kühe und Kälber ab, weiter nichts.“

„Das battet. Kannst dir und deiner Sippe aus den Kühlsladen zeitlebens Sohlen schneiden lassen,“ hatte einer das Maul feil. „Bergiz nicht, Stricke mitzunehmen,“ der nächste.

Der Ritter von Gebweiler saß stumm in einer Ecke; der Gram über den Tod des Kakenellbogers, den er verschuldet, fraß an ihm.

„Kommst mit?“ rief einer. „Der Krieg heilt dir den Brast!“

„Ja komm' ich mit! Stellt mich zuvorderst.“
„So meinst? Dafür mußt du einen anderen Krieg suchen — dieser mit den Rittern von der Sense und vom Dreschsiegel ist sonder Fährlichkeit.“

Im entgegengesetzten Winkel plärrte der Jenny:

„Hölzin der Halm,
Eisn der Bart,
Scharf die Halpart . . .“

Der König strahlte im Glanz seiner siebenundzwanzig Jahre, des Glückes über sein junges Gemahl und des sicheren Ausganges des bevorstehenden leichten Krieges, der Ludwigs Stern zum Sinken, ihm selbst einen weiten Vorsprung zum Thron bringen würde.

Leupold, sein kaum ein Jahr jüngeres Ebenbild, neigte sein Haupt zu ihm:

„Bruder, gönne den Feldzug mir! Bringt er mir Ruhm, ist's Ruhm für Habsburg.“

Und, da Friedrich zögerte:

„Ist's ein Königs Sache, Bauern zu züchtigen?“
Jener lächelte, da er den Willen zu Kampf und Sieg und den verzehrenden Ehrgeiz, der ihn selbst erfüllte, auf des Bruders Stirne las:

„Es sei, Leupold. Ich gebe dir die Talleute in die Hand auf Gnade oder Ungnade.“

„Gnade!“ echte der abscheinige Narr in seinem Winkel. „Schieß der Hang. Zermalnte Rüstungen. Rote Bauern, bleiche Ritter . . . Wasserleichen . . .“

Sein Auge war schreckhaft geweitet. Keiner der Zecher achtete der Jammergestalt: auch andere hatten um diese Stunde das trunksene Elend, lallten wirres Zeug.

*

Als sich in der Stadt Zug das Heer zum Einfall rüstete, fehlten wenige der Hochzeitsgäste. Immer noch trafen Verstärkungen ein. Die Herren von Habsburg, Kyburg, Toggenburg, die von Bonstetten, von Hallwyl waren mit ihrer gesamten Wehrmacht eingetroffen; Zürich hatte fünfzig blau-weiß gewandete Knechte gesandt, Winterthur, Luzern, Beromünster, Bremgarten ihre besten Leute. Als letzter rückte der Einsiedler Haufen an, mit den zwei Meinradshäben auf dem honiggelben Banner.

Herzog Leupold musterte die Scharen, und ein Lächeln überflog seine hübschen Züge. Ein Viertel der trefflich gewaffneten Mannschaft hätte längst ausgereicht; aber man zog ja aus zu Kurzweil, zu fröhlicher Pirsch.

Wirklich führte der alte Schnapphahn eine Last Stricke mit sich. Er rechnete auf eine namhafte Viehherde für die Tristen seines verlotterten Burgstalls.

„Hast du genug, um den Landammännern zur hänischen Hochzeit zu helfen?“ Der neidisch fragte, kehrte selbst beim Seiler an. Der war ausverkauft. Keiner, der nicht einen Strick in der Satteltasche barg. Man riet dem zu spät Gekommenen, Salz mitzunehmen, zum Locken; das gehe für Stricke. Der gedrungene Herr von Urikon, der sich fleißig die Nase begoß und schon mittags etliche Kräuslein gelüpft hatte, möggte vor sich hin: am Ring, he he, am Nasenring, wollte er den Stier von Uli heimführen!

Der Einfallsplan war wohl vorbereitet. Um die Streitkräfte der Gegner zu zerplittern, hatte Graf Straßberg, der österreichische Vogt zu Unterseen, Weisung empfangen, über den Brünig ins Obwaldnerland einzubrechen. Zur Irreführung der Talleute würde eine Abteilung über Arth vorrücken. Der Gewalthaufen sollte kurz darauf über Ageri und den Sattel Schwyz überrumpeln.

Herzog Leupold wippte mit dem Finger: „Nun, Jenny, wird's recht?“

Der ließ die Unterlippe hängen und schüttelte das Haupt.

„Warum nicht?“

„Ihr ratschlagt, wie wir ins Land gelangen. Wohl. Und — wie kommen wir hinaus?“

Todernst blickten die Augen unter der unsörmlich gewölbten Stirne; er schützte den Kopf mit dem Handrücken, gewärtig der Zurechtweisung. Doch das allgemeine Lachen stieckte den Fürsten an:

„Kriegst beim Heimweg den hintersten Kuhschwanz zum Leitseil — so verläufst du dich nicht.“

Er sah sich im Kreise um: Wož Welten, sein Mutterwitz war besser als der seines bezahlten Spaßmachers:

Wieder machte der Narr Augen wie eine gestochene Geiß.

„Hast Bauchweh, Jenny?“ giftelte ein Speichelrecker.

Dem Herzog stieg jetzt doch die Galle beim Anblick der wehleidigen Fratze. Nach dem Feldzug würde er den Duckmäuse zum Teufel jagen, den geistersichtigen.

Der Sankt-Leupoldstag stand vor der Tür. Unter weissen Obhut konnte das Unternehmen glücklicher aussfallen als unter der des Schutzpatrons seines Führers? Der fünfzehnte des Wintermonats ward für den Einfall bestimmt.

*

Den Männern des Schweizerpostens am Arther Turm der Lezinen ward in der späten Morgen-dämmerung die Zeit lang. Die nicht just Auslug hatten, würfelten um Nüsse; nur der pfiffige Bettchart, den das Zeitgeden reute, saß abseits und schnitzte an einer Schottengelte.

Plötzlich schwirrte es über ihren Köpfen — in den Stamm des nächsten Birnbaumes bohrte sich ein Pfeil. Sie sprangen auf, griffen zu den Waffen, riefen die Turmwache an. Die entdeckte den Bogenschützen nicht.

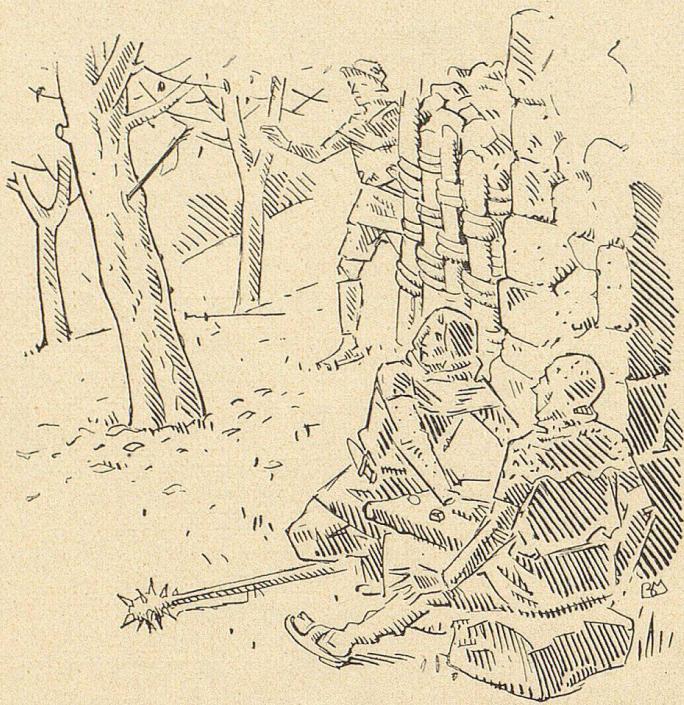
Der Bettchart stellte ohne Hasten seine Gelte zur Seite, versorgte sein Messer und ging, das Geschöß zu betrachten. Gelassen kehrte er zurück.

„s ist Geschriebens daran!“

Neugierig entfalteten sie den Pergamentstreifen. Wer lesen könnte — diffig zum Küchherrn!

Des alten Leutpriesters blöde Augen hatten zu buchstabieren. Nur eine Zeile, aber von ungelenker Kriegerhand gefräzelt. Das erste, was er erfaßte, war das Schlusszeichen, ein Buchstabe wie ein Hobelspan; den kannte er:

„Vom Hünenberg, dem Burgherrn drüben bei Zug, dem ich Gevatter bin.“



Langsam entzifferte er die Botschaft: „hütend üch uff sant ohtmars abend morgens am morgarten.“

Der Tag vor Sankt Othmar? Er schlug sein Stundenbuch auf und zählte an den Fingern ab: „Sankt Martin Dienstag, Sankt Othmar nächsten Sonntag. Also gilt's am Samstag, übermordrigs. Schick euern besten Läufer zum Landammann — oder besser: nehmt meinen Fahnen, keine Minute verliert!“

Eine Stunde später hatten sie die Botschaft in Schwyz; als es nachtete, war das Aufgebot in der hintersten Gemeinde des Landes und bei den Verbündeten von Uri und Unterwalden.

*

Übergroß hing der kupferrote Mond über dem Agerisee. In den Wäldern des Sattels und des Morgartens knackte und raschelte es geschäftig, heimliche Befehlsrufe hallten in die Nacht, und für Augenblicke traten gelenkige Gestalten in die Lichtungen. Von dem Gerigsboden oberhalb der Haselmatt feuchte und krachte es, als schleppten Riesen schwere Lasten herbei und schichteten sie zu unsichtbaren Wällen.

Schon verlor das Spiegelbild, das eine verkrüppelte Ufertanne im See warf, an Schärfe, ward dünner, undeutlicher. Das anbrechende lichte Grau empfing mählich Gewalt und bleichte das Kupfer der Mond scheibe, daß sie zuerst möschig, dann nur noch verblichen wie altes Zinn schimmerte. Noch immer durchbrach auf der Höhe das Fördern von Felsstücken und Baumstämmen die Stille.

Bis aus dem Grau feuriges Morgenrot erstand, die Hänge umschloß und die Tannen im Osten schwärzer färbte, als es selbst die Nacht vermocht hatte; gleich dunkeln Todesrittern mit gezogenen Schwertern aus der güldenen Damaszierung von

Altarflügeln ragten sie aus dem flammenden Himmel. Der See lag da in heimlichem Glühen: eine riesige Blutlache.

In unmerklichem Morgendunst war der Tag angebrochen. Am schier sommerlich blauenden Himmel trieb ein lichter Wolkenballen einsam dahin, unter sich einen runden Schatten auf den vom Rauhreif glitzernden Matten schiebend.

*

Totenstille überall in der unbewohnten Gegend. Die dreizehnhundert Eidgenossen, die auf den Halden des Mattligütsch verborgen sind, regen sich nicht; auch die fünfzig nicht, die auf dem Gerigsboden des Augenblicks harren, um mit sehnigen Armen die nächtlich gerüsteten Blöcke und Stämme herabzureißen. Hinter den entlaubten Buchen des Wälchens, das den Weg unten am südlichen Ende des Sees säumt, rüstet sich eine Abteilung darauf, dem Feind den Engpaß zu sperren, den das Vorspringen eines Hügels gegen das Seeufer hin bildet. Hier kann sich die Reiterei nicht entfalten, sie muß zurück in das kleine Talbecken, wo das Heer seine ganze Breite der Wucht des Überfalls bieten wird.

Die auf dem Gerigsboden überblicken die Seefläche. Sie sind's, die das Auftauchen der Spitze der Reiterschar bei Unterägeri zuerst erspähen, die gewahren, wie sie eine endlose Schlange nachzieht, aus der ungezählte Helme und Lanzen spitzen in der Morgensonne funkeln.

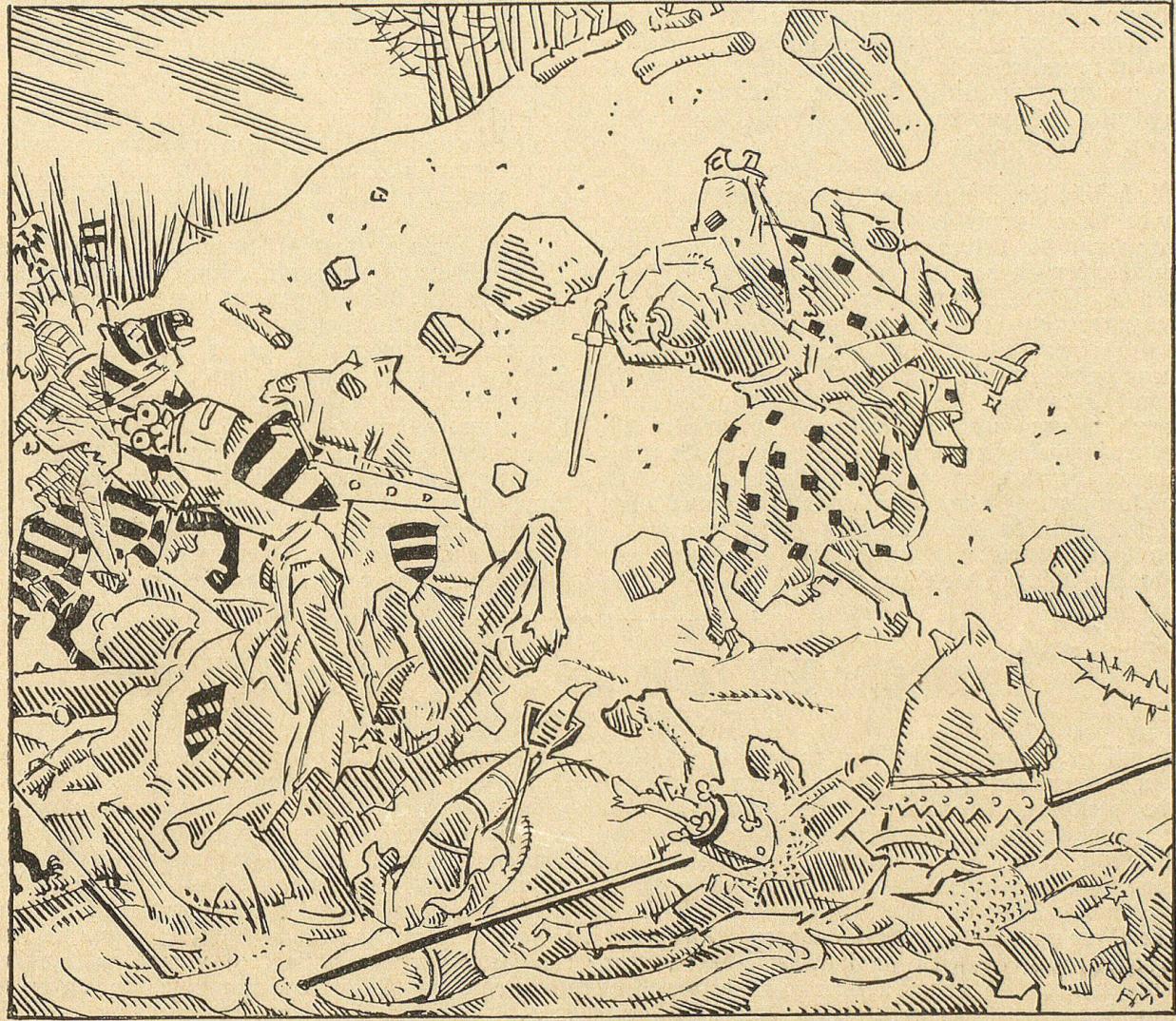
Jetzt langen die Vordersten auf der Haselmatt unter ihnen an; vernehmlich dringt mit dem Aufschlagen der Hufe das Stimengewirr der Reiter zu ihnen heraus. Sie mucken nicht und lassen den stolzen Zug seinen Todesritt auf dem Ufersträßchen fortsetzen, bis er ganz im Netz sein wird...

Da: die Männer am Buchenwäldchen stehen plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor der Spitze des Heeres und verstehen ihr mit geziückten Halparten den Weg. Die Überraschung ist ihnen Bundesgenosse. Die Gegenwehr der vordersten Reihen ist ungeschickt; schon liegen sie zwischen ihren röchelnden Tieren am Boden, den Hintermännern das Herankommen erschwerend.

Schnell erfassen die Nachrückenden, daß sie sich hier nutzlos opfern, daß in diesem Engpaß, hinter dem sie zahlreiche Mannschaft vermuten, jegliche Kampfmöglichkeit fehlt. Sie drängen zurück, Meldungen und Befehle suchen den Stimmenlärm zu überholen, werden weitergegeben, mißverstanden — ein Wirrwarr droht.

Es gelingt den Führern, sich zu verständigen: An die Haselmatt zurück, um die Verteidiger des Engpasses zu umgehen! Ein mühsamerritt die Halde hinan beginnt. Böse Aufgabe: den Pferden werden die Weichen blutig gespornt, sie bäumen sich auf, straucheln; die zackigen Zimiere verfangen sich im Geäste — böse Aufgabe fürwahr. Schon fallen Flüche an Stelle der übermütigen Scherzworte.

In die Fünfzig, die wie sprungbereite Luchse auf



dem Gerigsboden lauern, kommt Leben. Was sie in der Nacht unter saurem Schweiß gerüstet, liegt auf Ranten und Vorsprüngen bereit; ein leichtes Anstemmen, und es saust donnernd, alles mit sich reißend, in die Tiefe. Die mühsam heraufkuchenden Ritter sehen sich entsetzt von Naturgewalten bekämpft. Zermalmend fährt die Steinlawine über sie, Baumstämme folgen ihr und schlagen die scheuenden Rosse zu Boden. Wieder ans Ufer hinunter, was sich noch regen kann! Doch wie sich auf dem schmalen Raum zu wirksamer Aufstellung sammeln? Ständig rücken von Ägeri her wohlgemute österreichische Scharen nach, den Raum versperrend, das Gedränge vermehrend.

Da — jäh bricht der Gewalthausen der Eidgenossen vom Gütch auf, fällt unter ohrenbetäubendem Gejrei dem Heer seiner ganzen Länge nach in die Flanke. Mit dem verzweifelten Mut der Männer, die Weib und Kind in Gefahr wissen, dringen sie furchtbar auf den Feind ein, ihre Halparten stechen, stoßen,

schlagen todbringend in die Reiterscharen. Den glänzend gerüsteten Angreifern wird die Übermacht zum Unheil: sie stehen sich selbst im Wege, eingekleilt zwischen der von Halparten starrenden Halde und dem See. Reihe auf Reihe werden sie von den weichenden Borderleuten in die Fluten gedrängt.

Die noch nicht im Kampfe stehen, erfaßt es wie Irrsinn. Betäubt von dem Anblick der Würgengel, die der Wald speit, wenden sie die Rosse und rasen mit verhängten Zügeln davon. Herzog Leupold, den man die Zierde der Ritterschaft nennt, sieht schon eine blutige Halpartenspitze vor sich aufblitzen. Er entrinnt dem todbringenden Schlag durch rasches Ausbiegen und langt noch gleichen Tages mit geknickter Helmszir in Winterthur an: ein gebrochener, fortan von Schwermut und Tobsucht gepeinigter Mann.

*
Die Sieger geben keine Gnade. Ihr Sinn steht weder nach Gefangenen noch nach Lösegeld: nur die Heimat soll freibleiben.

Einer allein findet Schonung. Ein dürrer Zwerg mit über großem Haupt in einem lächerlich gescheckten Gewand; dem treten so seltsam gerundete Augen aus dem fräzenhaften Antlitz, daß die erhobenen Waffen sich senken. Scheu starren sie die Mißgeburt an: „Lauf, Beinmannli!“ *

Noch steht die Sonne nicht hoch im Mittag, da hat sich das Verhängnis erfüllt. Den Uferweg bedecken Leichen und die Leiber erstochener Pferde; der Wel lengisch, der an den Strand schlägt, hat die Farbe der Pfirsichblüte. Dicht beieinander liegen auf einer Landzunge fünfzig blau-weiß gewandete Tote, die sich, zu einem Knäuel geballt, mannhaft gewehrt haben: das Zürcher Fählein.

Graf Straßberg, der über den Brünig mit viertausend Mann ins Unterwaldische eingefallen ist, wird ein umgekehrter Handschuh überbracht. Er stützt, erbleicht, befiehlt kopfschüttelnd den Rückzug. Und schon kommen auf dem Alpnachersee bemalte Nachen in Sicht, zwischen den Halbpartien flattern die erbeuteten Banner von Habsburg und Toggenburg. Da schlägt der Rückzug der Österreicher auch hier in wilde

Flucht um, das Entsetzen hält sich ihnen an die Fersen, wie morgens dem Hauptheer.

Das Land ist frei. Nach allen Seiten. *

Drei Wochen sind's, seit der Ewige Bund die Blutaufe empfangen hat; da erneuern die Landammänner und Führer in Brunnen den alten Brief, diesmal in kräftigem Deutsch, daß ihn der gemeine Mann verstehe:

„Im Namen Gottes Amen. Weil menschlicher Sinn blöde und zergänglich, fänden wir, die Landleute von Uri, von Schwyz und von Unterwalden mit Brief und Schrift, daß wir, um uns wider die Härte der Zeit zu versehen und mit Friede in Gnaden unser Leib und Blut zu schirmen, uns in Treuen ewig und stetig verbunden haben; und geloben, einander zu helfen und zu raten wider alle und jeden, der uns oder einem von uns Gewalt oder Unrecht täte.“

Unter dem sichtbaren Segen dessen, der in den Bundesbriefen die erste Stelle einnimmt, steht die auf ihn gegründete Eidgenossenschaft noch fest in den Fugen, eine Stätte der Freiheit und des Friedens.

Beweht für Freiheit und Frieden.

405081

Appenzeller Volkspoesie und Tracht vor 100 Jahren.

Von Dr. phil. E. A. Gehler, Zürich.

Poetische Inschriften auf Bauernhäusern aus alter bis in die neue Zeit finden sich im ganzen Schweizerlande zerstreut. Auf dem Gebrauchsgeschirr aus häuerlichen Kreisen finden wir ebenfalls Widmungs sprüche und solche, die irgendeine Lebensweisheit verkünden. Krüge, Platten, Teller, Schüsseln und Näpfe, Bartbeden, Tassen und Untertassen, Gießfässer und Butterfässer aus Steingut und Fayence (Fridenware) sind damit geziert, seien sie nun weiß-braun oder braun glasiert, sind sie mit bunter Malerei versehen, zeigen Blumen-, Blattwerk-, Früchtekor, stilisierte Landschaften und Darstellungen aus dem menschlichen Leben. Auch die Trinkgläser wurden mit farbiger Emailmalerei dieser Art ausgeschmückt. Die Volksfunde hat sich schon längst auf das wissenschaftliche Sammeln dieser Inschriften und Sprüche als ein besonderes Gebiet verlegt. Die Sprüche zeigen uns das Volk in seiner poetischen Werkstatt. Wer die, wenn wir so sagen dürfen, „Dichter“ aller dieser Verse gewesen sind, wissen wir nicht. Vieles ist allgemeine Spruchweisheit, Volkgut aus irgendwo land. Auf alle Fälle gibt uns diese Poesie einen Einblick in das innere Leben des Volkes, fern von jeder Gelehrsamkeit.

In einen besonderen Abschnitt, der noch nicht behandelt sein dürfte, gehört nun eine speziell appenzellische Art. Das Schweiz. Landesmuseum besitzt eine Anzahl Teller, die alle aus dem Kanton Appenzell, und zwar aus Herisau, stammen. Es handelt sich um weißglasierte Fayenceteller von runder Form, von 22—24 cm Durchmesser und 2—3 cm Höhe, mit schwach nach innen abgeschrägtem Rand

und leichter Wölbung zum flachen Boden. Diese Teller sind im Gegensatz zu der sonst üblichen Fayencemalerei nicht mit gebrannten Farben dekoriert, sondern mit „kalter“ Ölmalerei. Sie zeigen am Boden in reicher Farbenskala Darstellungen aus dem Sennen-, Land- und Stadtleben mit den entsprechenden Hintergründen. Wir haben es hier nicht mit Gebrauchsgeschirr zu tun, die Technik der Bemalung schließt ja solches aus, sondern mit Dekorationsstücken, die zum Andenken an irgend eine Begebenheit im Leben der Besteller geschaffen wurden. Dieser Brauch scheint andernorts nicht üblich gewesen zu sein. Er ist spezifisch appenzellisch.

Diese Malereien stammen aus der gleichen Werkstatt, die meisten von der gleichen Hand. Einzelne Stücke sind signiert, und wir lernen als Künstler einen Johann(es) Bartholomäus Thäler kennen, der sich selbst „Kunstmaler auf der Egg in Herisau Nr. 396“ nannte. Diese Erzeugnisse erstrecken sich zeitlich datiert von 1817 bis 1836. Nachher verschwinden sie, und es sind höchstens noch spätere Nachahmungen dieses Meisters zu erkennen. Er scheint auch seine Kunstware selbst im Handel vertrieben zu haben. Unsere Erfundigungen im Evang. Pfarramt in Herisau und beim Zivilstandamt Hundwil ergaben über das Leben unseres Künstlers die folgenden Daten: Bartholome Thäler wurde geboren am 21. Mai 1806 als Sohn des Hans Ulrich Thäler und der Anna Juditha Weiler (Zivilstandsamt Hundwil, Familienbuch B II Nr. 757); er verheiratete sich am 31. März 1835 mit Anna Katharina Büst von Lutzenberg, 1813—1847. Thäler war Bür-